



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 173.

Donnerstag, 26. Juli.

1928.

(3. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

Roman von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

„Madame, Madame!“
Niemand antwortete; man hörte nur die Uhr im Zimmer ticken.

Von einer jähen Angst befallen, lief die Alte über den Flur und klopfte dort an die Schlafzimmertür der jungen Frau.

„Nun, was gibt es?“ antwortete die helle Stimme der jungen Frau verschlafen.

„Madame . . . bitte, machen Sie doch rasch einmal auf!“

Und Artemis stotterte: „Ich weiß nicht, Madame antwortet nicht, die Tür ist verschlossen . . . mir ist so angst.“

Mit einem Satz war die junge Frau aus dem Bett, warf sich einen Schlafrock um, und sie gingen hinüber.

Sie klopfen und riefen, niemand gab Antwort.

Sie schickten den Kutscher zum Schlosser, aber dieser kam allein zurück, der Schlosser sei eben geholt worden von der Polizei. Eine vorübergehende Frau, die ein Weißbrot unter dem Arme trug, rief herauf: „Haben Sie schon gehört? Die Kagenmutter soll in der Nacht ermordet sein!“

Artemis riß das Fenster auf, aber die Frau war schon um die Ecke gegangen.

„Haben Sie gehört, Madame, was die sagte? Ihre Tante . . . aber wie kann das nur sein?“

Mit zitternden Gliedern stand die junge Frau da. Sie hatte noch das Bund Schlüssel in der Hand und war blaß, wie sie Artemis noch nie gesehen hatte.

Endlich ging es. Ein Schlüssel paßte; sie öffneten die Tür. Aber sie ging schwer auf, irgend etwas klemmte sich dazwischen. Der Kutscher stemmt sich nun fest gegen die Tür und hob sie aus den Angeln. Sie sahen Frau Gontard am Boden liegen, mit dem Gesicht auf dem Teppich . . . ganz blau, schweratmend, mit geschlossenen Augen. Sie trugen die Bewußtlose auf das Bett, entkleideten sie und jagten nach einem Arzt. Dieser kam gleich herüber und untersuchte die Kranke.

Aber er gab wenig Hoffnung. Die Frauen liefen hin und her, holten Medikamente herbei, halfen, jagten den Kutscher zur Stadt, in die Apotheke. Unterdessen lag Frau Gontard auf dem Rücken, ihr Gesicht war allmählich wieder weiß geworden, sie atmete schwer und sah sich um, als ob sie jemand suchte.

„Ist Charles zurück?“

„Nein, nein, Mama, ich bin es.“

„Ach du?“ sagte die alte Dame und wandte sich ab.

„Wo warst du denn gestern solange?“ fragte sie und sah die junge Frau mit großen Augen an. Diese stellte ihr die heiße Milch hin.

„Bei meiner Tante, Mama.“

„Bist du dort über Nacht geblieben?“

„Nein — ich kam noch her, Artemis hatte den Schlüssel hinzulegen vergessen.“

„Hast du geklopft?“

„Ja, ich.“

„Ach so!“ Die Augen der alten Dame schlossen sich müde. „Ich wollte, Charles käme, ehe alles vorbei ist.“
Odetta beruhigte sie.

„Ruhe, nur Ruhe“, hatte der Arzt gesagt, ehe er ging. Die Fensterläden wurden im Schlafzimmer der alten Dame geschlossen. Die junge Frau besorgte alles geräuschlos und blieb um sie, aber immer wieder kam die Frage vom Bett aus: „Wo nur Charles bleibt?“

„Er kommt sicher bald, Mama. Ich habe Erneste nach dem Kirchhof geschickt.“

„Wohin hast du ihn geschickt?“

„An die Ecke, wo der Wagen hält. Charles sagte gestern, ich sollte dort hinkommen.“

„Weshalb solltest du denn dort hinkommen, Odetta?“

„Ich weiß es nicht mehr. Er wollte gleich etwas wissen.“

„Ach so, ob sein Freund gekommen wäre?“

„Ja, ich glaube, darum war es.“ Odetta ließ die Stores herab.

Dann ging sie hinunter in die Küche. Die alte Artemis war am Herd beschäftigt mit ihren Kasserollen. Es waren Gäste angekommen mit dem Mittagzuge. Sie mußte das Essen bereiten. Ein Reisender kam und verlangte ein Zimmer.

Da Madame nicht zugegen war, mußte Odetta ihm das Zimmer zeigen im ersten Stock. Es kamen nur noch selten Gäste, die über Nacht blieben im „Lion d'or“, und es war Odetta nicht angenehm, die Wirtin zu spielen. Bisher hatte das ihre Schwiegermutter getan.

Der kleine Herr trug einen karierten Sportanzug und Gamaschen und roch wie ein Camembert; seine kleine Reisetasche schien wenig Wäsche zu enthalten. Er blieb drei Tage; er hatte hier Geschäfte. Sie mußte sich beeilen, das Bett frisch zu beziehen, denn unten hörte man schon Geschirr klappern, das Mädchen deckte den Tisch, im Hofe fuhren zwei Gespanne ein, Bauern, die hier einstellten. Es war heute Wochenmarkt.

Während Odetta das Gastzimmer fertig machte in ihrer raschen, geschickten, lautlosen Art, hielt sie immer wieder inne, um auf Geräusche zu lauschen. Dann legte es sich wie ein Schleier über ihr Gesicht, und ihre Augen bekamen den Ausdruck einer Somnambulen, die mechanisch etwas tut, von dem sie nichts weiß . . .

Es regnete nicht mehr, ein frischer Wind strich über die Ebene kühl und feucht, der Staub war weggewischt, die Blätter der Buchen leuchteten, und die Wiesen mit dem gemähten Gras schimmerten frisch und bunt.

Ein offener Wagen kam am Waldrande entlang gefahren, mit zwei Füchsen bespannt, ein bäuerlicher Kutscher saß auf dem Boß, daneben Charles mit Rudsaß und Jagdflinte. In dem Wagen selbst saßen drei Herren im Jagdanzug. Quer durch den Wald lief ein breiter Fußpfad, auf dem ein großer, schlanker Herr schritt, ohne auf den Wagen zu achten. Der Wagen hielt, und Charles winkte dem Herrn, der langsam und zögernd näherkam.

„Nein, das ist ja famos, du bist schon hier, René?“ rief er und schwenkte seinen grünen Hut. „Wann bist du denn gekommen? Und weshalb hast du dich denn nicht angemeldet?“

„Ich bin eben gekommen“, sagte der Capitaine, der im Reiseanzug war. „Ich habe mich in Chateaudun aufgehalten wegen eines Pferdekaufs und wollte nicht auf den Schnellzug warten, so bin ich den Weg zu Fuß gegangen.“

„Steig“ auf, ich bin froh, daß du da bist“, jagte Charles. „Wir haben den ganzen Abend auf dich gewartet.“

Er stellte den Jagdfreunden seinen Freund vor: „Capitaine Dupon.“

Man schüttelte sich die Hand, und Dupon öffnete den Schlag. „Wir rücken zusammen, komm nur herauf.“

Und Dupon schwang sich in den Wagen zwischen die beiden Herren und Jagdgeräte. Es war ein schlanker, sehniger Mann im selben Alter wie Charles, aber in seinem eleganten, hellen, flotten Reiseanzug, dem kurz gestuften Bärtchen wirkte er viel jugendlicher. Er war nicht hübsch. Ein scharfgeschnittenes Profil mit dunkelgrauen Augen, von einem Ausdruck, der intelligent, energisch und dabei liebenswürdig war. Und gleich war das Gespräch im Gange. Die Herren erzählten von der verregneten Jagd. Das schwere Gewitter hatte das Wild verschreckt. Sie hatten sich dafür in der Jagdhütte entschädigt und ein ausgezeichnetes Diner genossen. Der Koch folgte in einem zweiten Wagen mit den leeren Flaschen und den Kochtöpfen.

Sie fuhren noch eine Weile im Walde, bis man den Kirchhof auftauchen sah, über dessen hohe Mauern man die vielen in der Sonne schillernden, graublauen Perlkränze hängen sah, einige Marmorkreuze ragten unter mageren Zypressen, die noch schwer vom Regen der Nacht waren, über den Mauerrand.

An der Ecke stand ein Mann, der beim Herannahen des Wagens die Kappe zog. Charles, der seine Frau erwartet hatte, bekam einen heftigen Schrecken, als er den Kutscher erblickte. Sollte etwa mit Odette . . . ? Er rief in seiner lebhaftesten Art schon von weitem:

„Was ist los? Erneste, weshalb bist du gekommen, und wo ist meine Frau?“

Und der Mann an der Kirchhofsmauer rief, beide Hände an den Mund haltend, zurück: „Madame hat mich hergeschickt. Ihre Mutter ist krank . . .“

Charles erblaute . . . Mit einem Satz, noch ehe der Wagen hielt, war er abgesprungen. Der Kutscher berichtete: „Das Gewitter gestern nacht muß ihr zugesetzt haben. Wir fanden sie heute morgen auf dem Boden. Wir bekamen erst die Tür nicht auf . . .“ Und er erzählte, daß der Arzt dagewesen sei und sie Ruhe haben müsse . . . Es sei viel zu tun heute, da Markt sei. Und die junge Frau habe ihn deshalb hergeschickt.

„Es ist gut“, sagte Charles, dessen Gesicht fahl geworden war. Er ahnte, daß sich hinter diesem verworrenen Bericht etwas sehr Ernstes verbarg. Er verabschiedete sich von den Herren und nahm seinen Rucksack mit den Rebhühnern, die er auf dem Heimwege geschossen hatte.

Auch der Capitaine sprang ab. Dann fuhr der Wagen weiter auf der Landstraße und entfernte sich von der Stadt, während die beiden Herren, gefolgt von dem alten Kutscher, den Feldweg nach der Stadt zu einschlugen.

„Wie leid mir das tut, daß ich gerade dazwischen schneie“, begann Dupon. „Aber ich konnte ja nicht ahnen, daß deine Mutter krank ist.“

„Es ist auch ganz plötzlich gekommen“, jagte Charles. „Vielmehr, wir wissen es schon lange, daß sie schwer herzleidend ist. Aber sie läßt sich ja nichts sagen. Sie muß immer herumlaufen in dem großen Hause; treppauf, treppab, geht das den ganzen Tag. Und die drückende Hitze gestern. Das Gewitter.“

Die Felder lagen nach wie vor verwüstet da, die Wege waren aufgeweicht; sie traten in breite Pfützen. Oben am Walde, an dem man noch den Wagen entlangfahren sah, stand ein weißes Haus mit einem Turm und einer Terrasse, über die wilder Wein schwer herabhing.

„Da oben“, jagte der Kutscher, „ist heute nacht auch etwas passiert . . .“

Charles, der mit seinen Gedanken bei seiner kranken Mutter war, gab keine Antwort. Nur der Capitaine fragte: „So, was ist denn dort passiert?“

„Madame Longeville ist ermordet worden.“

„Wie?“ fuhren beide auf, „die Ragenmutter?“

„Ja, die Ragenmutter . . . Man hat sie erwürgt in ihrem Bett aufgefunden, ohne daß etwas gestohlen wurde . . . alles ist noch da, sagen sie . . . Die Polizei ist seit heute morgen dort.“

„Donnerwetter“, sagte Charles zerstreut. Zu einer anderen Zeit hätte ihn dieses Ereignis vielleicht tiefer berührt, denn es war die Erbtante seiner Frau, und das Geld konnte man zu diesen Zeiten immer gebrauchen. Sie hatten zwar nie mit dieser Erbschaft gerechnet. Odette pflegte zu sagen: „Wenn meine Tante einmal stirbt, ist sicher mit dem Testament etwas nicht in Ordnung, und wir gehen leer aus.“

Die Alte war sehr launisch und machte jedes Jahr ein neues Testament. Einmal hatte sie ihr ganzes Vermögen einem Hundesohle verschrieben, dann hatte sie das wieder ungültig gemacht, und Odette sollte alles bekommen; dann erinnerte sie sich eines Reises in Algier und teilte das Vermögen in mehrere Teile. Charles hatte sich nie um sie gekümmert und sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Ihr Tod berührte ihn kaum.

Aber der Capitaine nahm das Gespräch lebhaft auf: „Erzählen Sie doch einmal, wie war es denn? So etwas passiert doch hierzulande nicht oft. Merkwürdig! Und nichts mitgenommen hat der Kerl?“

„Man weiß noch nicht, wer es war“, sagte der alte Kutscher, den irgend etwas zu bedrücken schien, was er nicht auszusprechen wagte. „Madame Gontard ist noch gestern abend dort gewesen und hat nichts davon gemerkt“, setzte er hinzu.

„Wie?“ sagten die beiden Herren gleichzeitig, „Madame Gontard war noch dort . . . gegen Abend?“

„Madame Odette, Ihre Frau.“

„Meine Frau?“ fragte Charles verwundert.

„Ja, sie ging nach dem Abendessen hinauf und ist erst um zwölf Uhr wiedergekommen und hat gar nichts davon gemerkt . . .“

„Wann ist denn der Mord geschehen?“ fragte der Capitaine.

„Man weiß es noch nicht, der Gerichtsarzt ist eben hingefahren, der soll es feststellen.“

„Das ist ja eine nette Geschichte“, sagte Charles.

Und die drei trabten hintereinander auf dem schmalen, schmutzigen Feldweg durch die Äcker, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. (Fortf. folgt.)

Der Tag in der Sonne.

Von Marianne v. Ziegler (München).

Als der Zug den Bergen näher kam, lichtete sich das Gewölk. Der blaue Himmel wurde frei, und Lucie, die mit ungeduldig klopfendem Herzen in der Fensterrede saß, hätte ausschreien mögen vor Freude, als die Sonne sie überflutete. An einer kleinen Station stieg ein Häuflein frischer Jungen aus. Sie ordneten sich um den Führer, einen blonden Siebzehnjährigen, der eine Laute am Bande trug, und stimmten beim Abmarsch ihr Wanderlied an: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt, muß rosten.“ Lucie bog sich aus dem Fenster und ließ ihr Tüchlein wehen, als der abfahrende Zug die jungen, hütschwenkenden Wanderer überholte. Sie fühlte sich ihnen eng verbunden. Ihr war ja selbst zu Mute wie einem Schulmädchen, das heimlich hinausläuft in Wald und Feld. Sie mußte lachen. Was hatte Schwester Barbara, die aetrenge Kinderpflegerin, für ein Gesicht gemacht, als sie von dem selbständigen Unterfangen ihrer jungen, gnädigen Frau in Kenntnis gesetzt worden war! Und ob es wohl Franz auch recht wäre? Nun, er war verreist, man konnte ihn nicht fragen. Sie war früher, als Kind und junges Mädchen, so oft mit ihrem Better Robert gewandert; warum also nicht auch jetzt? Zudem war es nun zu spät, darüber nachzudenken. Denn der Zug hielt wieder und Lucie war am Ziel.

Draußen stand Robert, braungebrannt, hemdärmelig, und lachte über sein ganzes, frohes Jungengesicht: „Famos, Lucie, daß du Wort gehalten hast! Nun wollen wir uns einen guten Tag machen.“ Er nahm ihr den Mantel ab und schritt neben ihr auf der noch morgenteuchten Straße dem nahen Walde zu. „Was machst du nun immer so allein, bis Franz zurückkommt?“ fragte er.

„Franz wünscht, daß ich mich unterhalte, aber was soll man tun?“ seufzte sie. „Theater und Konzerte habe ich das

ganze Jahr. Wenn ich Kollegenfrauen einlade — die sind alle so würdevoll und viel älter als ich. Am schönsten war es neulich. Da habe ich Schwester Barbara einen ganzen Tag fortgeschickt und war allein mit den Kindern. Du glaubst nicht, wie vergnügt wir waren!"

"So wollen wir auch heute sein!" rief Robert. "Ganz wie früher zu Hause!" Zu Hause! Lucie dachte an das große, graue Stadtgebäude, in dem sie schon seit fünf Jahren lebte. So oft die schwere Tür mit der bronzenen Sphinx am Griff hinter ihr ins Schloß fiel, kam es ihr vor, als sei sie nun abgeschieden von der bunten Welt draußen. Das fühlte sie so, seit sie als blutjunge Frau am Arme ihres Gatten zum erstenmal eingetreten war. Sie kam in wunderschöne, dämmerige, hohe Gemächer, gefüllt mit Büchern, Kunstwerken und kostbarem Hausrat. Aber wenn Lucie sich früher in kindlichen Träumen ihr dereinstiges Heim ausgemalt hatte, war es immer ein weiches Häuschen gewesen, das mitten in der Sonne und in einem bunten Blumengarten stand.

Auch heute pflückte sie Blumen, so viel sie tragen konnte, und plauderte dabei mit Robert über alles, was ihr durch den Kopf ging. "Es ist herrlich, daß ich mit dir so viel Unfug reden kann; unsere anderen Bekannten sind viel zu gescheit dazu", sagte sie. Robert aber nahm das gar nicht übel, sondern lachte mit ihr. Die Zeit verging im Fluge. Gegen Mittag erreichten sie eine freie Höhe und rasteten dort unter einer Linde. Ringsum wogten Wiesen und Felder, am gemächten Gang duftete das erste Heu. Die Berge sahen blau über Tal und Hügel herüber. Robert packte seinen Rucksack aus und sie aßen beide mit dem gesunden Appetit junger Menschen. Dann streckte Lucie sich ins Gras, daß Salbei und Margeriten über ihr nickten. Robert lag, auf seinen Arm gestützt, und schaute sie an. "Wertwüßig, kleine Lucie, die freie Luft steht dir viel besser als die Pracht in eurer Wohnung!"

Lucie nickte. "Das ist wohl möglich. Wenn ich in der Dämmerung in einen der großen Spiegel sehe, bin ich heute noch erstaunt über mein Bild. Ich meine, es müsse mir jemand ganz anderes daraus entgegenschauen, etwa die vornehme Italienerin von Veronese über unserem Kamin, oder sonst eine heroische Gestalt. Ich selbst passe eigentlich nur in unsere Kinderstube."

"Ich könnte nicht in dieser Umgebung leben", verfolgte Robert seinen Gedanken weiter. "Ich fühle mich von ihr erdrückt. Immer alles bedeutend und groß — was legt einem das für Verpflichtungen auf!"

"Weißt du", sagte Lucie nachdenklich, "manchmal frage ich mich, ob die vielen schönen Dinge, die Franz gesammelt hat, bei ihm — bei uns glücklich sind. Nachts, wenn die Menschen schlafen, murren sie vielleicht darüber, daß gerade ihm das Recht gegeben wurde, sie alle zusammenzuraffen und vor der weiten Welt zu verschleichen."

Ein leichter Wind trug verlorene Glockentöne herüber; sonst war es still weit und breit; auch die beiden Menschen schwiegen; nur die Bienen summten in der brütenden Sonne über dem mittäglichen Land. Robert spielte nervös mit den Zittergräsern. Lucie richtete sich auf und strich das Haar aus der Stirn. "Wir wollen doch nicht den schönen Tag verpassen! Laß uns weiterwandern!"

"Du wirst müde werden!" meinte Robert.

"Ich? Sieh nur, wie ich laufen kann!" Und schon flog sie mit wehendem Kleid und ausgebreiteten Armen den Wiesenhang hinunter. Aber Robert war ihr mit längeren Sprüngen bald voran und fing sie unten auf. Sie waren beide außer Atem; er hielt sie fest, daß sie nicht falle und küßte sie auf den Mund. Sie riß sich lachend los und eilte ihm voraus, er suchte sie zu fassen, überholte sie, und sie küßten sich wieder, wild und lang. Dann schritten sie, eng aneinander geschmiegt, auf dem schmalen Pfad durch die blumenbunten Wiesen mitten in den Sonnenanfang hinein und vergaßen die Welt.

Als sie den Wald wieder betraten, fielen schon schräge Lichtstrahlen ein, da und dort einen dunklen Stamm vergoldend. Lucie fröstelte. Der Traum, durch den sie wandelte, schien ihr hier finster und drohend zu werden. Sie atmete befreit auf, als fröhliche Stimmen ihr entgegenschallten. Am Ufer eines kleinen Sees, der regungslos zwischen moosbewachsenen Steinen lag, hatten die Wandervögel, die sie am Morgen getroffen, ihr Feldlager aufgeschlagen. Lucie trat zu ihnen. "Dürfen wir hier ein wenig rasten? Der Wald ist wie verzaubert. Als ob ein Wassermann hier drunten hauste. Findest du nicht auch, Robert?"

"Dann wollen wir doch lieber weitergehen", scherzte er, "um seinem Nachbarn zu entfliehen!" Aber Lucie verspürte plötzlich Angst vor dem Schweigen des Waldes. "Erst möchte ich noch ein Lied hören", bat sie. "Es klang so aut heute morgen! Machen Sie uns die Freude!"

Der junge Führer errötete. "Was sollen wir Ihnen singen?"

"Nun, das vom Wassermann!" rief ein kleiner, federbürsch. Alle lachten, und dann begannen sie:

„Es freit ein wilder Wassermann in der Burg wohl
über dem See,
Des Königs Tochter mußt er han, die schöne, junge
Lilofee.“

Sie hörte drunten die Gloden gehn, im tiefen, tiefen
See,

Wollt Vater und Mutter wiedersehn, die schöne,
junge Lilofee.

Und als sie vor dem Tore stand, auf der Burg wohl
über dem See,

Da stand der wilde Wassermann vor der schönen,
jungen Lilofee.“

Robert wollte Lucie ein Redwort zuflüstern, aber als er ihr blaßes, ernstes Gesicht sah, schwieg er. Das Lied ging weiter:

„Sprich, willst du hinunter gehn mit mir von der
Burg wohl in den See?

Deine Kindlein unten weinen nach dir, du schöne,
junge Lilofee!

Und eh ich die Kindlein weinen laß im tiefen,
tiefen See,

Scheid ich von Laub und grünem Gras, ich arme,
junge Lilofee.“

Der Gesang war unter den Bäumen verklungen. Robert dankte den Sängern, wünschte ihnen frohe Fahrt. Dann wandte er sich wieder zu Lucie. Sie hatte sich erhoben und ihr: Augen standen voll Tränen. "Laß uns gehen, Robert", sagte sie. "Ich danke dir für diesen Tag. Nie werde ich ihn vergessen. Aber jetzt ist es vorbei. Ich muß nach Hause."

Robert sah sie traurig an. "Soll alles schon wieder zu Ende sein, Lucie?" fragte er.

"Ja, Lieber. Es kommt immer so, wie in den alten Liedern." Sie verabschiedeten sich von den Jungen. Die fühlten die Schwere des Augenblids und standen stumm, als das Paar im Dämmer des Waldes verschwand.

Beim Scheiden küßten sie sich noch einmal. Die Sonne war verschwunden, und wie am Morgen lagerte Nebel über der Ebene. Der Bahnzug fuhr ihm entgegen. "Sinunter in den See", dachte Lucie. Ob der Wassermann wohl auch eine Sphinx an seiner Tür hatte? Sie erschauerte, als ihre warme Hand das kalte Metall anfaßte. Oben stand Schwester Barbara mit ihrem strengen Gesicht. "Die Kinder schlafen schon", sagte sie, als Lucie den Weg zu ihrer Stube einschlug. "Sie dürfen nicht mehr gestört werden."

Lucie beachtete sie nicht und trat ein. Fränzchen atmete ruhig und tief, aber Emmi hörte die leisen Schritte. "Mutti", flüsterte sie, "ich bin noch wach. Sie hat es bloß nicht gemerkt. Ich hab auf dich gewartet."

Lucie küßte das Kind und blieb im Dunkeln an dem Bettchen sitzen, bis die Kleine, die Hand der Mutter festhaltend, sanft und glücklich eingeschlafen war.

Welt u. Wissen

In den Katakomben verirrt. Der Vatikan veröffentlichte seinen Generalbericht über das heilige Jahr 1925. In ihm werden alle Erlebnisse und Episoden von Rompilgern, die irgendwie öffentliches Interesse haben, zum Ausdruck gebracht. Eine dieser Episoden ist nach mehr als einer Richtung interessant und verdient einer weiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht zu werden. Eine Anzahl Pilger aus Piemont hatten sich bei der Besichtigung jener unterirdischen Katakomben Roms, in denen der Überlieferung nach die ersten Christen gehaust haben sollen, von der Masse der übrigen Besichtigenden getrennt und sich verlaufen. Die Kerzen, die die Pilger in der Hand hielten, erloschen bald, sodaß den bedauernswerten Menschen nichts anderes übrig blieb, als stehen zu bleiben und zu Gott um Hilfe zu flehen. Einige von ihnen warfen sich auf die Knie und beteten laut, die Augen nach oben gerichtet. Da bemerkte einer der Väter einen ganz feinen Lichtschein über ihren Häuptern. Er ging ihm sofort nach und stieg auf eine ganz kleine Treppe, die mit Holzstufen in die Mauer eingelassen war. Die zwei kräftigsten Pilger kletterten diese Stiegen hinauf und hatten nach langen Anstrengungen das Glück, einen großen Stein, der über den Ausgang der Treppe gelagert war, abzustemmen. Alle Verirrten stiegen nunmehr die Treppe hinauf und befanden sich zu ihrer höchsten Überraschung mitten im Genesinfriedhof von Verano, der einige Kilometer von ihrem Ausgangspunkt entfernt liegt. Ihr Erstaunen jedoch war gering im Vergleich zu dem einer biedereren Bäuerin, die kniend an einem Grab betete, und, als sie die Erde sich öffnen und die Männer ihr entsteigen sah, das jüngste Gesicht gekommen glaubte und laut schreiend davonrannte. Der heilige Stuhl betrachtet diese Rettung aus schwerer Gefahr als eine Art Wunder und gedenkt auf dem Campo Verano das Ereignis durch eine Gedenktafel zu verewigen.



Das Reich der Technik



Das menschenleere Maschinenhaus.

Selbsttätige Wasserkraftwerke. — Fernbediente Unterstationen.

Von Ernst Trebesius.

Betrachtet man als Endziel der Technik den Ersatz der Handarbeit durch die Maschine, so muß zugegeben werden, daß wir uns diesem Ziel mit Riesenschritten nähern. Aus dem Erzeuger von Energien ist der Mensch schon längst zum Regulator gewaltiger Kräfte geworden, und in unseren Tagen ist die Technik bemüht, auch die Regulierung dieser Kräfte der Maschine selbst zu überlassen. Der Kesselheizer im weißen Anzug, beim Großkraftwerk Klingenberg der Stadt Berlin dank der Staubkohlenfeuerung zum ersten Male in Erscheinung tretend, ist das leuchtende Symbol dieses technischen Fortschrittes. Aus dem verrückten, im Schweiß seines Angesichts kohleschaukelnden Kesselheizer ist ein Aufseher, ein Kontrolleur der Maschinenarbeit geworden. Damit noch nicht zufrieden, strebt der moderne Techniker die Kontrolle der Maschinenarbeit durch die Maschine selbst an. Bei den selbsttätigen Wasserkraftwerken ließ sich dieses Ziel bereits restlos verwirklichen.

In Wolfswinkel bei Eberswalde befindet sich seit 1925 das erste selbsttätige Wasserkraftwerk Europas in Betrieb, und auch die Stadt Trier hat im vergangenen Jahre mit dem Kollwer ein solches Meisterwerk der neuzeitlichen Technik erhalten. Unabhängig von jeder menschlichen Arbeitskraft und Wartung verrichten diese Wasserkraftwerke zu jeder Stunde, in jeder Jahreszeit ihre Arbeit, kontrolliert durch ebenso einfache wie sinnreich durchdachte Vorrichtungen und Apparate. Beim Kollwer der Stadt Trier geschieht die selbsttätige Regulierung der den Turbinen aufsteigenden Wassermenge in der Weise, daß Schwimmereinrichtungen die Wasserpiegel im oberen Wasserlauf kontrollieren. Jede Veränderung des Wasserstandes wird von ihnen den elektrischen Hebeeinrichtungen eines Walzenwehres angezeigt, die ihrerseits das Wehr heben oder senken. Die Kraftanlage paßt sich somit bei ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb ohne besondere Wartung allen Wasserständen der Koll in sehr feinfühler Weise an. Ein Elektromotor von 8,2 PS. hebt oder senkt das Walzenwehr, zu welcher Arbeit bei Handbedienung 4 Mann erforderlich wären. Automaten lösen bei Störungen im Wehr oder bei etwa eintretender übermäßiger Erwärmung der Maschinenlager die Steuer- und Schalteinrichtungen aus, damit die Anlage zum Stillstand bringend. Gleichzeitig wird die Störung durch Signale an der Hauptschalttafel im Elektrizitätswerk kundgegeben, damit dem Betriebsleiter anzeigend, daß er seine Leute zur Behebung der Störung entsenden muß.

Den Fortfall jeder örtlichen Wartung und Kontrolle strebt der Elektrotechniker auch bei den Unterstationen der Elektrizitätswerke an. Diese Unterstationen sind je nach ihrer Bedeutung und ihrer Lage im Wehr sehr verschiedenartig groß und ausgerüstet. Von einem Transformator mit nur wenigen Schaltern bis zur ausgebreiteten Kraftanlage mit einer großen Anzahl von Transformatoren und Schaltern, oft auch Maschinen zum Umformen des Stromes findet man derartige Unterstationen vor. Die Bedienung derartiger Anlagen durch Menschen ist nun insofern eine den Strom ziemlich verteuende Angelegenheit, als Räume, in denen Menschen ihren Dienst verrichten sollen, größere Aufwendungen für Entlüftungen, für staubfreie Fußböden, für Wasch- und Bedürfnisräume, bequeme Zugänge usw. erfordern, als man sie einem bedienungslosen Maschinenraum angeheben läßt. Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß die Bedienung durch Menschen mancherlei Schaltfehler und Irrtümer in sich schließt. Um diese zu vermeiden, muß man alle wichtigen Rezipunkte mit sehr gut ausgebildeten Fachleuten besetzen oder man muß den elektrischen Teil so gestalten, daß auch weniger ausgebildete Wärter keine falschen Schaltungen vornehmen können. In beiden Fällen muß jedoch mit größeren Ausgaben (entweder für Löhne oder für fehlerausschließende Vorrichtungen) gerechnet werden, die natürlich ebenfalls den Strom verteuern. Auf der anderen Seite bedingt natürlich der Wegfall der örtlichen Bedienung und die damit erforderlich werdenden besonderen Einrichtungen für die von der Zentrale aus erfolgende Fernbedienung der Unterstationen ebenfalls Kosten, die jedoch wesentlich geringer ausfallen als der Aufwand für die örtlich bediente Anlage.

Der Erreichung des angestrebten Zieles, den Strom so billig als möglich an den Verbraucher abgeben zu können, stehen drei Wege offen. Die Unterstation kann erstens vollautomatisch gestaltet werden; sie läßt sich zweitens auch halbautomatisch bedienen, und drittens kann man auch die Wartung von der Zentrale aus vornehmen. Die vollautomatischen Stationen verrichten ihren Dienst ohne jede Hilfsverbindung und nehmen die erforderlichen Schaltvorgänge lediglich auf Anregung durch entsprechende Relais vor. Halbautomatische Stationen werden durch eine Hilfsleitung angelassen oder stillgesetzt. Wird die Hilfsleitung dazu benutzt, um sich alle Einzelvorgänge, die in der Unterstation selbsttätig geschehen, melden zu lassen, dann hat man eine fernüberwachte automatische Station. Von dieser bis zur fernbedienten Station, in deren Gang die Zentrale jederzeit eingreifen kann, ist nur noch ein Schritt, der ebenfalls schon besritten wurde. Die Einrichtungen, die zur sicheren Fernbedienung einer Unterstation erforderlich sind, bedürften natürlich einer ganz besonderen Ausbildung. Heute können die entgegenstehenden Schwierigkeiten als völlig überwunden angesehen werden, und die fernbediente Unterstation ist schon verschiedentlich bei Bahnstromwerken, bei denen es auf größte Sicherheit der Stromversorgung ankommt, mit Erfolg angewendet worden.

Eine Lokomotive mit 3 Kraftquellen.

Die New York Central Railway hat eine 128 Tonnen schwere Rangierlokomotive für ihren Güterumschlag in Betrieb gesetzt, die auf alle Möglichkeiten gerichtet ist, denn sie besitzt als Kraftquellen eine Akkumulatorenbatterie, einen Dismotor und die Ausrüstung für Stromzuführung von außen her. Sie stellt die erste Maschine dieser Art dar. Diese Lokomotive soll zu gewissen Zeiten auf Gleisen arbeiten, die teilweise eine dritte Schiene für Stromabnahme, teilweise einen Fahrdrabt besitzen. Die Akkumulatorenbatterie von 218 Zellen wiegt 17 Tonnen und ist eine der größten bisher für Lokomotivdienst verwendeten. Die Batterie wird wieder aufgeladen durch eine 300 PS. Ingersoll Rand Dismaschine, die unmittelbar mit einem 200 kW-Generator gekuppelt ist. Mit Hilfe dieser Anordnung kann gleichzeitig während des Verschlebedienstes noch nebenher die Akkumulatorenbatterie aufgeladen werden, die besonders dann beim Verschlebedienst verwendet wird, wenn die Maschine rasch anfahren muß. Länge der Maschine 14 Meter, Ausrüstung 4 Motoren 600 PS., mit Zahntriebekuppelung je 415 PS. Die Maschine kann von beiden Querseiten bedient werden. Bei ihr sind vier verschiedene Arbeitsweisen möglich: 1. Mit der Akkumulatorenbatterie allein. 2. Mit der Akkumulatorenbatterie und dem Verbrennungsmotor als Stromerzeuger. 3. Von der Stromabnehmerseiene aus. 4. Von der Fahrdrabtoberleitung aus.

Da der Wechsel von der einen zur anderen Strecken-Betriebsart selbsttätig vor sich geht, zeigen Schaulampen im Führerstand an, unter welchen Arbeitsbedingungen die Anlage arbeitet. Der Öltank faßt etwa 1000 Liter, die genügen, um die Maschine 10 Stunden in Betrieb zu halten.

Technische Neuigkeiten.

Betonstraßenbedecken sind das Beste für die Autoreifen. Am Washington State College stellte man durch eine Reihe von Versuchen den Abnutzungskoeffizienten für Autoreifen auf verschiedenen Straßenbedecken fest. Dabei stellte sich heraus, daß die gewöhnliche Kraftwagenbereifung auf Betonstraßen etwa 6mal so lange hält, wie auf den üblichen Makadamstraßen. Die durchschnittlichen Laufstrecken für eine bestimmte Art von Reifen bei gleichbleibender Belastung und Geschwindigkeit stellten sich, falls nötig, auf vier untersuchten Arten von Straßenbedecken etwa wie folgt: Makadam 11 000 Kilometer, gute Leersstraße etwa 11 500 Kilometer, Asphalt etwa 50 000 Kilometer, Beton 75 000 Kilometer.

Flughäfen der Eisenbahn. Die acht größten amerikanischen Eisenbahnen wollen über ihren Endbahnhöfen große Landungsflächen für Verkehrsflugzeuge anlegen. In Frage kommen solche Einrichtungen für etwa 20 der größten Städte. Als besondere technische Maßnahmen sind die Verringerung der Auslaufstrecke beim Landen durch entgegengesetzten Luftstrom und Abflugrutschbahnen für Ermöglichung steilen Aufstiegs vorgesehen.